

TEILAUFGABE 1

Seit jeher haben die Menschen eine **besondere Beziehung zur Natur**, die ihr Denken und manchmal auch ihr Handeln prägt. Dabei hing und hängt es oft von den Zeitumständen ab, wie die Natur betrachtet und welche Bedeutung ihr zugeschrieben wird. Doch gibt es auch spannungsvolle und widersprüchliche Zeiten wie etwa die Jahrhundertwende um 1900, in denen Naturwahrnehmungen nebeneinander standen, die sich fundamental voneinander unterscheiden. Dies ist auch in den Gedichten „Nebel“ von Alfred Lichtenstein, das 1913 erschienen ist, und „Manche Nacht“ von Richard Dehmel aus dem Jahr 1896 zu erkennen.

Das zentrale Thema des Gedichts von Alfred Lichtenstein ist die **Wahrnehmung der nächtlichen Welt im Nebel**, aus der sich ein spezifisches Verhältnis von Mensch und Natur ableiten lässt. Während in der ersten Strophe dargestellt wird, wie der Nebel die sinnliche Erfahrung der Außenwelt beeinflusst, lenkt die zweite Strophe den Blick auf die im Nebel gerade noch erkennbaren Lichtquellen, die in Gestalt von „Gaslaternen“ (V. 5) und des Mondes (vgl. V. 8) erscheinen. In der dritten Strophe richtet sich der Fokus auf ein lyrisches Wir, das in deutlicher Opposition zur Nebellandschaft steht.

Das Gedicht besteht aus **drei Strophen** mit jeweils vier Versen, deren Reimschema aus einem Kreuzreim gebildet wird; das Metrum folgt fast durchgehend einem **Jambus**, der nur in den Versen 2, 4 und 9 unterbrochen wird. In der ersten Strophe enden die Verse mit stumpfen Kadenz, in der zweiten mit klingenden, während sich die Kadenz in der dritten abwechseln.

So konventionell und regelmäßig die Form gestaltet ist, so eigenwillig ist die Entwicklung der **Motive**. Dabei wird der **Nebel** fast durchgehend mit einer düsteren und bedrohlichen Stimmung in Verbindung gebracht und ist dadurch **negativ konnotiert**. Bereits der erste Vers führt vor, dass er die Macht und die **Kraft** hat, die **Welt und ihre Wahrnehmung durch die Menschen zu verändern**. Aus der Formulierung „zerstört“ (V. 1) lässt sich schließen, dass dem Nebel ein destruktiver Charakter zugeschrieben wird. Allerdings wird das Verb „zerstört“ mit dem Adverb „weich“ (V. 1) kombiniert, was ein Oxymoron ergibt, das die **Ambivalenz** des Nebels aufzeigt: Auf der einen Seite ist er zerstörerisch, aber auf der anderen Seite zugleich weich und sanft. Diese eher positiv wirkende Beschreibung wird jedoch gleich in den nächsten Versen relativiert, da der Nebel hier wieder seine negativen Eigenschaften beweist, indem er alles

Einleitung
Vorstellung der beiden Gedichte und ihres Themas

Interpretation von „Nebel“
Aufbau und Inhalt

formale Gestaltung

Untersuchung der Motive und Metaphern: ambivalente Ausgestaltung des Nebelmotivs

Sichtbare verhüllt und unkenntlich macht. Menschliche Gestalten werden zu „Schatten“ (V. 3), die man zwar akustisch durch „Schreie“ (V. 3), aber nicht mehr optisch identifizieren kann. Dabei lassen die Schreie eine drohende Gefahr erahnen, die mit dem Nebel einhergeht. Die menschlichen Schatten selbst werden mit dem Verb „schweben“ (V. 3) näher beschrieben, wodurch der **spukhafte Eindruck** verstärkt wird, dass **keine Individuen**, sondern nur noch schemenhafte Umrisse erkennbar sind. Dasselbe gilt auch für die in der ersten Strophe beschriebene **Natur**. So sind die Bäume, die als „blutlos“ (vgl. V. 2) bezeichnet werden, nur noch undeutlich zu sehen, da sie sich „in Rauch“ (V. 2) auflösen.

Der Begriff „Rauch“ gehört zur **Metaphorik eines zerstörenden Feuers**, welche auch in den Versen 4 („[b]rennende Biester“), 5 („Gaslaternen“), 6 („flackert“) und 7 („glimmend“) wieder aufgegriffen wird. Auffällig ist, dass der Nebel in Vers 4 erneut eine positive Konnotation erhält, da er die als bedrohlich, womöglich dämonisch erscheinenden „[b]rennende[n] Biester“ auslöscht. Dieses sprachliche Bild ist nicht eindeutig zu interpretieren, es könnte für eine nicht näher bezeichnete **Gefahr** stehen, die im Gedicht an mehreren Stellen aufscheint. Es könnte aber auch als Analogie zu den „[g]efangne[n] Fliegen“ in Vers 5 gedeutet werden, die hier metaphorisch die Gaslaternen bezeichnen. Ihr Flackern wird als verzweifelter, aber aussichtsloser Fluchtversuch dargestellt (vgl. V. 6), da sie der Gefangenschaft nicht entkommen können und zugleich einer Bedrohung ausgesetzt sind. Diese scheint vom personifizierten **Mond** auszugehen, der spinnengleich „seitlich lauert“ (V. 7) und seine Beute beobachtet. Auch das Adjektiv „giftge“ (V. 8) und der Neologismus „Nebelspinne“ (V. 8) lassen den Himmelskörper **unheimlich und todbringend** wirken. Während der Mond in romantischen Gedichten für Sehnsucht und Geborgenheit stand, bekommt er nun monströse Züge. Dabei verstärkt die Partizipialkonstruktion „glimmend“ (V. 7) die unheimliche Stimmung, da sie an ein unterschwellig schwelendes Feuer erinnert, das jederzeit ausbrechen kann.

Feuer-Metapher

Personifikation
des Mondes

An mehreren Stellen im Gedicht ist die Metaphorik des Feuers und seiner zerstörerischen Kraft eng verbunden mit dem **Todesmotiv**, so in den „Schreie[n]“ in Vers 3, die auf eine Gefahr hinweisen. Die Alliteration der „[b]lutlose[n] Bäume“ (V. 2) kann ebenfalls als Anspielung auf den Tod gedeutet werden, wobei sie durch die Unterbrechung des jambischen Versmaßes – ein Daktylus mit drei folgenden Trochäen – zusätzlich hervorgehoben wird. Dasselbe Metrum findet sich in Vers 4, in dem „[b]rennende Biester“ sich im Nebel auflösen, was ebenfalls mit dem Tod assoziiert werden kann. Bei der Beschreibung des Mondes schließlich werden die Metaphorik des Feuers und die Symbolik des Todes direkt miteinander verbunden.

Todesmotiv

Das Gift des als „Nebelspinne“ (V. 8) bezeichneten Gestirns und sein Glimmen (vgl. V. 7) wirken wie eine Potenzierung der in den vorangehenden Versen angedeuteten Gefahr.

Auch die **syntaktische Gestaltung** spiegelt das Beunruhigende der Eindrücke wider: So weisen die Verse 1 bis 8 einen **reihenden Charakter** auf, wobei bis zu Vers 6 jeder Vers aus einem einzelnen kurzen Satz besteht. Dieser Zeilenstil entspricht auf inhaltlicher Ebene den vereinzelt Eindrücken, die sich im Nebel gleichsam auflösen. Erst in Vers 7 und 8 wird der Reihungsstil durch ein **Enjambement** aufgebrochen, das die Beschreibung des Mondes als zentrale Gefahrenquelle betont.

Deutung der syntaktischen Gestaltung

Während die ersten beiden Strophen die Wirkung des Nebels und die damit verbundenen Gefahren beschreiben, stellt die letzte Strophe dar, wie sich der **Mensch durch den Nebel bewegt**. Hierbei tritt kein Individuum als **lyrischer Sprecher** auf, sondern durch das Pronomen „**wir**“ (vgl. V. 9) wird der Mensch im Allgemeinen angesprochen. Erneut erfolgt eine Unterbrechung des jambischen Versmaßes und lenkt den Blick auf dieses lyrische Wir. Auffällig sind die Umschreibungen der Menschen: Das Adjektiv „verruht“ (V. 9) deutet dabei auf eine **schuldhafte Verstrickung** hin, wodurch die Formulierung „zum Tode taugen“ (V. 9) fast schon als logische Schlussfolgerung daraus erscheint. Der Mensch lädt sündhafte Schuld auf sich, weshalb der einzige Weg für ihn der zum Tode sein kann, was ihn als **passiv und leidend** charakterisiert. Das in den ersten beiden Strophen auftauchende Todesmotiv findet in der Anwendung auf den Menschen seinen Höhepunkt.

Position des Menschen im Nebel

Die **Haltung des Wir** gegenüber der – durch das Oxymoron „wüste Pracht“ (V. 10) umschriebenen – Nebellandschaft ist **ambivalent**: Der Mensch „zerschreitet“ (vgl. V. 10) sie. Dadurch wird dem Nebel eine andere Konsistenz zugesprochen, als dieser eigentlich besitzt, denn der Neologismus „zerschreiten“ erinnert an die Verben „zerstören“ oder „zerschneiden“, die nur auf eine haptisch greifbare Materie anwendbar sind. Dadurch erscheint die **Bewegung durch den Nebel als eine aggressive Handlung** und stellt zugleich eine Bedeutungsumkehr des Begriffs „Schreiten“ dar, der eigentlich eine harmonische Bewegung beschreibt. Auch das lautmalerische Partizip „knirschend“ (V. 10) verstärkt den Eindruck einer gewaltsamen Aktion. Doch nicht nur die Handlungen, auch die visuelle Betrachtung des Nebels hat eine brutale Note.

ambivalente Einstellung des Menschen zum Nebel: einerseits Aggression ...

Der Vergleich des **menschlichen Blicks** mit dem Substantiv „Spieß“ (V. 12) korrespondiert mit dem aktiven „Zerschreiten“ (V. 10) des Nebels und zeugt einerseits von einer aggressiven Haltung gegenüber der als bedrohlich empfundenen Natur und andererseits

... andererseits Hilflosigkeit

auch von **Hilflosigkeit und Leere**, welche durch die „weißen Elendsaugen“ (V. 11) verdeutlicht wird. Dieser Neologismus knüpft an die Charakterisierung der Menschen als **leidende Subjekte** an (vgl. V. 9). Dass der Blick dabei „stumm“ (V. 11) bleibt, zeigt die Überwältigung des Menschen im Angesicht der durch den Nebel zerstörten Welt. Die Nacht selbst wird als „aufgeschwoll[en]“ (V. 12) wahrgenommen, die **Natur** erscheint aufgrund des Nebels als **krankhaft verändert**, entstellt, gefährlich und feindlich. Dagegen wirkt das **lyrische Subjekt ausgeliefert**, hilflos und bedroht, ein Entrinnen ist – wie in der Metapher der gefangenen Fliegen (vgl. V. 5 f.) – unmöglich.

TEILAUFGABE 2

Auch in dem Gedicht „Manche Nacht“ von Richard Dehmel wird ein **nächtliches Naturszenario** beschrieben, das beim Betrachter eine bestimmte Wirkung auslöst – diese unterscheidet sich allerdings deutlich von derjenigen bei Lichtenstein. Hier nimmt ein lyrisches Ich die abendliche **Stimmung der Natur durchweg positiv** wahr und wird am Ende von seinen Wahrnehmungen und subjektiven Eindrücken überwältigt.

Vergleich der Gestaltung der Naturwahrnehmung in „Nebel“ und „Manche Nacht“

Das Gedicht besteht ebenfalls aus drei Strophen mit jeweils vier Versen. Auch in diesem Gedicht liegt ein Kreuzreim vor, das Metrum ist allerdings ein durchgehender Trochäus mit jeweils klingenden Kadenzen.

formale Gestaltung

Während bei Lichtenstein erst in der dritten Strophe ein lyrisches Ich auftaucht, tritt in „Manche Nacht“ gleich im zweiten Vers ein **lyrisches Ich** in Erscheinung. Somit wird hier eine **subjektive Wahrnehmung** der nächtlichen Natur entfaltet. Ist bei Lichtenstein die **Nacht** nebelverhangen und düster, so ist sie bei Dehmel sternklar (vgl. M 2, V. 3). Bei **Lichtenstein** tritt durch den Nebel ein **Wahrnehmungsverlust** ein, dagegen werden die Eindrücke bei **Dehmel** durch die Abenddämmerung (vgl. M 2, V. 1) und die hereinbrechende Nacht noch **intensiviert**. Bereits in den ersten beiden Versen wird deutlich, dass die Nacht die sinnlichen Wahrnehmungen nicht beeinträchtigt, sondern sogar noch schärft, da das „Auge heller“ (M 2, V. 2) wird und sich „jeder Wipfel [...] klarer“ (M 2, V. 8) abhebt, also deutlicher sichtbar und konturierter wird. Diese **Schärfung der Wahrnehmung** weitet sich auch auf andere Sinnesorgane aus, so werden die akustischen Eindrücke „bilderreicher“ (M 2, V. 5). Diese Synästhesie führt dazu, dass das bisher „Gewohnte“ (M 2, V. 6) eine geheimnisvolle Aura erhält.

Rolle des lyrischen Subjekts und Qualität der Wahrnehmung

Eine andere akustische Wahrnehmung bezieht sich auf die „**Grillen**“ (M 2, V. 4). Hier werden die Tiere klar benannt und sind deutlich hörbar, während in „Nebel“ die „[b]rennende[n] Biester“ (M 1, V. 4) als schwer identifizierbare Wesen erscheinen. Auch mit den „Fliegen“ (M 1, V. 5) und der „Nebelspinne“ (M 1, V. 8) sind keine konkreten, realen Tiere gemeint, vielmehr werden sie nur **symbolhaft und metaphorisch** genutzt, um die bedrohliche Atmosphäre zu steigern. Während von diesen Tiermetaphern Verzweiflung und Gefahr ausgehen, beschwört das Zirpen der Grillen bei Dehmel Vorstellungen einer idyllischen Natur herauf.

reale Tiere vs.
Tiermetaphern

Beim Vergleich der jeweils **dritten Strophen** der Gedichte lassen sich interessante Beobachtungen bezüglich der Wirkung der nächtlichen Natur auf den Menschen anstellen. Im Gedicht von **Lichtenstein** „zerschreitet“ (vgl. M 1, V. 10) der Mensch **destruktiv** die Nebelwelt, wohingegen sich bei **Dehmel** das Du „im Schreiten“ (M 2, V. 9) befindet, was auf einen **einträchtigen und friedlichen** Umgang mit der Welt schließen lässt. Die allmähliche Veränderung des nächtlichen Himmels durch das zunehmende Erscheinen der Lichter wird vom lyrischen Ich, welches sich hier selbst mit dem Pronomen „du“ (M 2, V. 9) anspricht, zunächst kaum bemerkt (vgl. M 2, V. 9). Dass sich das Licht dann „verhundertfältigt“ (M 2, V. 10) wird durch das Enjambement von Vers 10 zu Vers 11 zusätzlich als Besonderheit hervorgehoben. Dieses Licht des Sternenhimmels „entringt [sich] den Dunkelheiten“ (M 2, V. 11), was auf einen langsamen, harmonischen Prozess hindeutet, der mit der sich steigernden Wahrnehmungsschärfung einhergeht. Diese **Harmonie** spiegelt sich im einheitlichen Metrum und in den klingenden Kadenzen wider.

3. Strophe:
Verhältnis von
Mensch und
Natur

Auch das Adjektiv „plötzlich“ (M 2, V. 12) bringt keinen Umschlag oder Gegensatz: Vielmehr **überwältigen** die vervielfachten Lichtquellen das lyrische Ich – und dabei handelt es sich um eine positiv besetzte Empfindung (vgl. M 2, V. 12). Diese wird durch die syntaktische Bauart zusätzlich unterstrichen, da das ganze Gedicht aus einem **einzigsten Satz** besteht, der sich vom ersten bis zum letzten Vers zur Überwältigung hin steigert und den Prozess der inneren Wahrnehmung des lyrischen Ichs nachzeichnet. Dem steht bei **Lichtenstein** ein **reihender, parataktischer Stil** gegenüber, der abgehackt wirkt und dadurch die düstere und gefahrenvolle Stimmung befördert.

syntaktische
Gestaltung

Generell wird die **Wahrnehmung des Lichts** bei **Dehmel** weit **positiver** dargestellt als bei Lichtenstein. Während in „Manche Nacht“ der Abend in die Nacht übergeht und das Licht also sozusagen gedimmt wird, bis schließlich **Sterne** am Nachthimmel leuchten, von deren Anblick das **lyrische Ich überwältigt** wird, tritt einem bei

Darstellung des
Lichts

Lichtenstein das Licht nur in Gestalt der **Feuermetaphorik** entgegen. Da diese zudem mit einer Todessymbolik verbunden wird, bleiben die Lichtquellen düster und geheimnisvoll. Während von ihnen eine **diffuse Gefahr** ausgeht, wird bei **Dehmel** eine direkte **Verbindung des Lichts mit dem Himmel** hergestellt, die man sogar im Sinne einer göttlichen Heilsdimension deuten könnte. Die Möglichkeit einer **Erlösung** für den Menschen scheint auf. Dagegen bleibt bei **Lichtenstein** dem Menschen nur der starre Blick in das nebelverhangene Nichts und damit in die **Aussichts- und Hoffnungslosigkeit**, in der die Menschen als „verruht“ lediglich „zum Tode taugen“ (M 1, V. 9).

Rückschluss auf
das Menschenbild

Insgesamt lässt der Vergleich erkennen, dass die **Natur** einmal negativ und einmal positiv konnotiert ist, was jeweils an den unterschiedlichen Sinneseindrücken liegt. Bei **Lichtenstein** wird die **Wahrnehmung durch den Nebel unklar** und nahezu unmöglich gemacht, sodass von überallher Gefahren zu drohen scheinen, wohingegen sie bei **Dehmel** von einer sich steigernden **Schärfung der Sinne** geprägt ist. Die Folgen davon sind jeweils unterschiedlich, hier das **Verstummen**, dort die sprachlose **Überwältigung**.

Haltung zur Natur

Beide Gedichte entstammen der Zeit um 1900. Das Gedicht von Richard **Dehmel** ist der literarischen Strömung des **Impressionismus** zuzurechnen, was vor allem an seiner inhaltlichen, aber auch an der sprachlichen Gestaltung erkennbar wird und was es deutlich vom expressionistischen Gedicht „Nebel“ von Alfred Lichtenstein unterscheidet. Dehmels Gedicht artikuliert die **subjektive Wahrnehmung der Eindrücke eines lyrischen Ichs** und folgt mit der **Ancinanderreihung von Sinneseindrücken und Gefühlen** der impressionistischen Poetik. Am vielleicht deutlichsten lässt sich die Zuordnung zum Impressionismus anhand der letzten Strophe herleiten, in der die emotionale Überwältigung als subjektiver, sich im Inneren des lyrischen Ichs abspielender Erfahrungswert dargestellt wird. Zudem arbeitet der Text mit Allusionen („bilderreicher“, M 2, V. 5; „sonderbarer“, M 2, V. 6), die das kaum Beschreibbare verdeutlichen.

Bezug zum Themenfeld „Umbrüche um 1900“:
Zuordnung von „Manche Nacht“ zum Impressionismus

Im Gegensatz zu der für den Impressionismus typischen subjektiven Schilderung der sinnlichen Wahrnehmung einer positiven Naturerfahrung ist bei **Lichtenstein** das dunkel gezeichnete Weltbild des **Expressionismus** erkennbar. Eine diffuse, oft nicht klar zu benennende **Gefahr** wird durch Metaphern und Neologismen verschleiert und ruft dadurch nahezu eine **Weltuntergangsstimmung** hervor. Durch den für den Expressionismus typischen **Reihungsstil** in den Versen 1 bis 8 wird dieses Szenario noch verstärkt. Ungewöhnliche Vergleiche – der Mond als „fette Nebelspinne“ (M 1, V. 8) oder die „[w]ie Spieße“ stechenden „Elendsaugen“ (M 1, V. 11 f.) – spielen

Zuordnung von „Nebel“ zum Expressionismus

mit der **Ästhetik des Hässlichen**: Mit ihrer Lust an ästhetischen Grenzüberschreitungen schockierten die expressionistischen Dichterinnen und Dichter bewusst die bürgerliche Gesellschaft. Das lyrische Wir, das bei Lichtenstein in der letzten Strophe auftritt und als leidend und verloren charakterisiert wird, steht stellvertretend für die Expressionisten, deren Bewusstsein von einer **Welt** geprägt ist, **die sich in Auflösung und Chaos zu befinden scheint**.

Letztlich zeigen die beiden Gedichte nicht nur zwei unterschiedliche Wahrnehmungsweisen der Nacht, sie lassen darüber hinaus auch konträre Weltbilder erkennen. So nahe Impressionismus und Expressionismus zeitlich auch beieinander lagen, so unterschiedlich war ihr Verständnis von Kunst, Natur und Mensch.

Schluss: gedanke